Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania".

Winterlied.

Von Ilse Hamel.

Die Welt ist weiß und klingt im Frost,
Es knirscht der Schnee zu Füßen.
Vorüber saust die Schlittenpost
Mit frohem Schellengrüßen.

Verhallt und fort! Nun spinnt mich ein
Die weiße Feierstille
Ganz in ihr Weltverlorensein
Verschneit ist Wunsch und Wille.

Die Welt entschlief. — Mein Herz sei stark!
Und sanken auch die Blüten,
Noch ist dein Lebensbaum voll Mark
Sei wach, du mußt es hüten!

Ist auch gleich welkem Blätterkleid
Verrauscht dir Kuß und Lachen,
Laß fahren, Herz, vergiß dein Leid,
Dein Blüh'n wird neu erwachen.

Es strömt durch diese Winterruh'
Ein heimlich Kraftbereiten,
Das treibt dich deinen Gipfeln zu,
Drum glaub' an Sieg und Weiten!

Die Welt ist groß, Herz, sei bereit
Zum Wandern und zum Wagen.
Du wirst noch Fluten der Seligkeit
Durch leuchtende Tage tragen.

Stümmkes Liebe.

Novelle von Carl Rhan.

Es gibt Menschen, die in jeder Minute ein Goldstück zu verzehren haben, die in einem schönen, raschen Automobil sitzen mit wunderweichen, roten Lederpolstern und doch ein über das andere Mal in die Hand gähnen und nicht wissen, wie sie von ihrem Geld glücklich werden sollen. Aber es gibt auch andere, die glücklich werden in ihrer arbeitsvollen Armut. So wie Vater Stümmke, der ganz hoch im Norden Berlins seinen Stiefelkeller hatte.

„Zum Hans Sachs" stand auf dem Schilde über der Tür zum Laden; das hatte Vater Stümmke selbst vor langen Jahren gemalt, in schönen großen Buchstaben, grün auf rot; damals, als in der Straße nur erst wenige Häuser standen und der Stümmke als ein junger Geselle aus der „Stadt", der alten Stadt Berlin, in das neue Viertel gezogen war, hoffnungsfroh und arbeitslustig.

Ja, damals! Das war nun schon recht lange her, und die Zeit hatte sich an dem Ladenschild so viel herumgewischt, daß es nun schmutzig und verwittert dahing.

Das Schild aber brauchte sich nicht zu schämen. Gegenüber und nebenbei die Häuser, die hatten auch alle solch verwettertes Aussehen um ihre schlichten Putzfassaden, daß man von den einstigen schön bunten roten, gelben, grauweißen und spinatgrünen Farben nichts mehr sehen konnte. Alle die Häuser der ganzen langen Straße hatten so manches durchgemacht in den sechsundzwanzig Jahren, fast so viel wie die Menschen, die in ihnen wohnten. Und die hatten keine Zeit, an Vergangenes zu denken, sahen wohl Stümmkes Schild kaum noch an, wenn sie vorbei an dem kleinen Fenster, in dem die große Schusterkugel mit dem trüben Wasser und der Käfig mit dem springlebendigen Kanarienhahn hingen, die acht ausgetretenen Stufen hinabschritten und die Tür öffneten mit ihrer helfernden Ladenschelle. Trrr, bleng, bleng, bleng, eng . . . eng . . . Von seinem Schemmel aus konnte Meister Stümmke über die Straße wegsehen. und wenn er wirklich mal den Kopf hob, das verwitterte Gesicht lang zog und die Brauen hoch schob, um besser nach drüben blinzeln zu können, dann wirtschaftete dort die Tine Petern, das alte Mädchen mit dem lustigen roten Gesicht, vor ihrem Grünkramler an den Körben, bediente, huschte die Treppen hinab, um zu wechseln, wieder hinauf, bediente weiter, stellte die Wetterprognose, gab und empfing die neuesten Nachrichten der Umgegend und war so flink und unermüdlich auf ihren Pfennigverdienst, daß es eine Lust war. In den stillen Geschäftsstunden saß sie dann am Fenster oder auf dem blank-weißen Holzstuhl draußen am Eingang, und ein dicker, grauer Wollenstrumpf schlenkerte unter den flinken Stricknadeln hin und her und wurde zusehends länger und länger.

Manchmal, an heißen Sommertagen, wenns dem Meister drunten zu schwül wurde, daß er die Tür öffnete, konnte er auch Tines muntere Stimme hören. Dann legte er sogar zuweilen Hammer und Pfriemen weg und sah ihr eine Weile zu.

Drüben ging das wie ein Uhrwerk: „Aber Fräuleinken, die scheene Kohlrübe zu teuer? . . . und for drei Pfennich Suppenjrien, sojar'n Stück Sparjel tu ick bei . . . aber jewiß doch . . . Wie fein Ihnen das neie Kleid steht, hab ich nich jleich jesacht: blau? Pfingsten? Wunderscheen Johr Jahr war ich nich da, das letzte Mal mit Vatern, ehe er starb . . . wird's! Ich mach nach Potsdam! Ne saure Jurke, bring ich jleich rauf."

Wie eine Assel, so flink war das alte Mädchen. Und Vater Stümmke schmunzelte und stach vergnügt weiter Löcher in die Stiefelsohlen und klopfte weiße Holzstiftchen hintendrein.

Die Ladenglocke klang oft bei ihm, aber er sah kaum auf. Wenn man für billiges Geld die Stiefel sohlt und noch obendrein Rabattmarken gab — ja diese modischen Einrichtungen —, dann kann man nicht bei jedem Kunden aufstehen, tiefe Verbeugung machen und nach den geehrten Wünschen fragen. Ein paar Sohlen, ein paar Absätze oder beides, ein Nieter, eine Flicknaht . . . etwas anderes gab's nicht. Höchstens mal, daß ein ganz besonders Sparsamer ein paar Stiefel brachte zum Vorschuhen. Nur, wenn er Tines leichten Schritt die Stufen herabklappern hörte, machte er eine Ausnahme und stand auf, wischte sich umständlich die Hand und hielt sie ihr hin. Und Tine kam öfter mal zu ihm 'rüber.

„Nachbar, können Sie mir nicht für'n Taler Jroschen jeben, da hab'n Sie wieder 'n jroßet Jeld für'n Strumpf . . ." Oder da waren die Stiefel neu zu besohlen, von denen Meister Stümmke jedes Jahr ein neues Paar für sie mit besonderer Liebe machte. Einen guten Rat nahm sie jedesmal gratis mit, denn der Meister war, seitdem ihr Vater gestorben, allmählich ihr gewissenhafter Berater geworden; sogar ein kleines Kapital hatte sie sich schon gespart dank seinen guten Ratschlägen. Solch junges Mädchen braucht immer jemand, der für sie denkt. Nun hatten die elf Jahre eigentlich schon ein altes Mädchen aus ihr gemacht. Aber das hatte Vater Stümmke gar nicht gemerkt, für ihn war sie noch das dreiundzwanzigjährige jung-dumme Ding von damals.

Und dann, ja, da kam eine Zeit, die ihm Frieden und Ruhe nahm und ihm Reue und Sorge ins Herz grub. Einmal war sie länger als sonst bei takt tat ihm so weh, als schlage man ihm da einen weißen Holzstift nach dem anderen ein, daß er ordentlich Löse dreinsah und sie anfuhr:

„Von mir aus könn' Sie heiraten, wen Sie wollen. 'n Braver wird's ja woll nich sein, aber so'n Kerl, den's Jeld lockt!" Tine zog ein beleidigtes Gesicht. „Nein, ein feiner, braver Mann is er." Und ausgehen werde sie mit ihm und was vom Leben haben! Nicht nur so vor'm Laden steh'n und zu Vater Stümmke rübersehen. Ja, warum er denn nicht mit ihr 'mal ausgegangen wäre? Sie hätte immer gedacht, er würde 'mal Ernst machen . . .

Dann hatte sie die Tür zugeschlagen und sich nicht mehr umgedreht.

Stümmke hatte Hammer und Pfriem und Stiefel aus der Hand gelegt. Ja, das war doch komisch, daran hatte er nie gedacht. Wie rasch man alt wird, und er schielte mit einem flüchtigen Blick zur Seite nach dem Spiegel. Narrenspossen! Aber: 24 und 11 macht 35 . . . 34 und 11 macht 45. Hm, 45 neben 35. . .

Da hatte er mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß der Kanarier entsetzt einen schönen kunstvollen Roller mit einer Dissonanz abbrach, und ein Handwerksbursche, der eben die Tür aufmachte, zurückfuhr.

„Narrenspossen", schrie ihn Stümke an, und seine Augen flammten wie brennendes Pech.

Da hatte der Bursche schleunigst die Tür wieder von außen zugemacht. Von dem Tage an war der Meister noch wortkarger geworden. In verbissener Wut richtete er den Blick nicht mehr nach drüben, für ihn war ja das jetzt alles egal.

Das sagte er auch sehr energisch, „der Krüger'n, der Portierschen", als die ihm eines Tages das Neueste erzählen wollte, so daß sie sich erst nach Wochen und Wochen wieder getraute, mit ihm davon zu sprechen. Als sie ihn nämlich fand, wie er still zu dem am hellen Tage geschlossenen Laden hinüberstarrte.

„Tja", sagte sie, „so is' das nu, wie das is. Aber — Sie woll'n ja nischt von hören. Ja, richtig!"

„Meister Stümmke sah nicht zu ihr hin und beugte sich tief über seine Arbeit, während er mürrisch — aber das war gar nicht mehr grob — brummte:

„Mag sie doch heiraten, wen sie wil . . ."

„Heiraten?" lachte die Frau, „ach du lieber, mein Jott!" Den Schwindler! Das Jeld hat er nu ja all wech, un da hat er ihr sitzen lassen, heidi, fort in die weite Welt, nach Amerika oder so. Ja, ja, det arme Meechen, aber, wenn man wer weiß wie hoch hinaus will! Un nu hab'n se ihr nich 'mal sterben lassen und sie aus'm Kanal wieder jezogen." Vater Stümmke saß ganz still. Nur die Hand, die sich um den Schusterhammer krallte, zitterte ein wenig.

Er blickte nicht 'mal auf und fragte ganz ruhig: „So, so, wo is se denn nun?"

„Na, ins Krankenhaus liegt sie in der Armenabteilung."

Und als sie draußen war, sagte sie entrüstet: „So'n herzloser Mensch!"

Der Meister aber bürstete seinen Rock aus, nahm das Sparkassenbuch unter der Matratze vor und ging zur Stadt, um hundert Mark nach dem Krankenhaus zu schicken.

Dann ging er wieder an die Arbeit. Eines Tages aber, da wurde drüben über dem Kellereieingang ein neuer Name gemalt, eine rotbraune Truhe stand vor der Tür, und daneben ein blasses schmales Mädchen, einsam und verlassen.

Die Truhe sah aus wie ein schwaches Schiffchen, das ohne Mast nun gleich hinausfahren wollte auf unbekanntes Meer.

Vater Stümmke blickte immer nur hinüber und zwinkerte mit den Augen — man wird so alt, die Augen werden schon schwach, alle Sekunde war was davor, ja, und einmal lief ihm sogar seitlich langsam etwas in den Bart, als stände er im Sturm. Die da drüben ging ja wohl nun dem Sturm entgegen; wenn sie doch nochmal zu ihm runterkäme.

„Ach, dummes Zeug", seufzte er. „Wo ich so'n alter Griesgram bin; geschieht mir ganz recht!" Und er wandte sich um und ging von der Tür fort.

Peng, peng, peng . . . eng . . . Ganz schüchtern ging die Glocke hinter ihm, dann kam ein müder Schritt langsam näher.

„Ich wollt' man bloß noch adjö sagen; ich habe allens verkauft, und nu mach' ich fort. 'n paar hundert Mark hab' ich dafür gekriegt, da möcht' ich Ihnen . . ."

„Hem . . . . humm . . ."

Stümmke mußte sich ein paarmal räuspern, aber dann hatte er seine alte Grantigkeit fast ganz wieder.

„Will ick jarnich hab'n", schrie er, „jarnich hab'n! Verstanden?"

Das Mädchen sah ihn an.

„Sie sollten man nich schlecht von mir denken, Sie waren der einzige, der gut an mir handelte, als . . ."

Nun hielt sie sich nicht mehr, ein wildes Schluchzen kam und schüttelte ihren schwachen Körper und wollte nicht aufhören.

Als Stümmke das schmal gewordene, hilflose Weib so vor sich sah, da faßte ihn etwas so seltsam, halb weh, halb gütig-weich ans Herz, daß ihm ganz töricht zumute wurde.

Vorsichtig, als könnte er sie zerbrechen, legte er seinen linken Arm um ihren gebeugten Rücken, mit der schwieligen rechten Hand strich er behutsam über ihr Haar, immer wieder und wieder.

„Wenn Sie nu hierbleiben täten. . ." sagte er ganz ängstlich und ihm unten gewesen, hatte gedruckst und gewürgt, die Schürze gekniffen und geplättet und schließlich gesagt:

„Ja, nu bin ich ja wohl in die Jahre." Und Stümmke hatte erstaunt nach ihr hingesehen.

„Ja, ich hab' da bei 'ne Freundin 'n jungen, feinen Mann kenn' jelernt. . ." Na, und der gefiel ihr, und sie gefiel ihm. Da möchte sie ja wohl heiraten. Was er dazu meine.

Stümmke war's plötzlich als hätte ihm jemand mit dem Pfriemen einen Stich ins Herz getan. Und so laut klopfte das Ding, und jeder Klopf zaghaft, „so zum Beispiel bei mir, für immer, ich bin ja wohl 'n alter krakehlijer Kerl, aber . . ."

Da barg sie ganz still ihr nasses, blasses Gesicht an seiner Schulter.

„Mich altes Mädchen!" Da nickte Vater Stümmke und sah auf den blonden Scheitel hinunter, durch den sich ganz verstohlen einige zarte silbrige Fäden zogen. „Du liebes, altes Mächen," sagte er, und noch einmal ganz langsam und zart:

„Du liebes, altes Mächen."

Dann blinzelte er über sie hinweg nach draußen. Und als er niemand sah, da nahm er leise und behutsam ihren Kopf hoch und küßte sie.

— Neid. Bekannter: „Alle Zeitungen stehen heute voll von dem Sohne Ihres Konkurrenten da drüben, der große Unterschlagungen begangen hat und mit einer leichtsinnigen Dirne geflohen ist!"

Kaufmann: „Ja, ich hab's auch schon gelesen . . . was e Reklam' für den Vater!"

— Festschmaus. Arresthaus-Aufseher (zu den eingelieferten Strolchen): „Das habt Ihr mal fein getroffen, Ihr Saxementer, die Frau Amtmännin hat's Gemüs' versalzen und anbrennen lassen — das kriegt Ihr heut' zum Mittagessen!"

Frei.

Skizze von Käte Lubowski.

Sie waren schon wieder in heftigstem Streit scharf aneinander geraten. Der praktische Arzt Doktor Georg Veitmüller behauptete nämlich, daß der Haus- und Hofhund Leo, den Marthe Veitmüller noch als Marthe Schmidt auf dem heimatlichen Gute unter tausend Sorgen und Mühen großgezogen, eine weiße Schwanzspitze besitze, während seine ihm seit sechs Monaten angetraute Ehefrau auf eine pechschwarze schwor.

Leo selbst konnte leider zur Entscheidung nicht herangezogen werden; denn sein Wohnort lag reichliche fünfzig Meilen von jenem des jungen Paares entfernt. So wedelten also die weiße und die schwarze Spitze durcheinander, bis Frau Marthe in Tränen ausbrach.

Dies war eigentlich stets das Ende aller Meinungsverschiedenheiten. Doktor Veitmüller pflegte dann den Hut zu nehmen und zu einem Patienten zu gehen, den in Wahrheit die Honoratorenstube des „Grünen Schwans" vorstellte. Heute aber blieb er, räusperte sich und fragte, um vieles ruhiger:

„Ja, Marthe, was soll denn nun eigentlich aus der Geschichte werden?"

Frau Marthe verstand ihn nicht sogleich. Als sie es aber endlich tat, flossen ihre Tränen reichlicher, und sie stieß dumpf hervor:

„Ich fühle nur, daß ich dies nicht mehr sehr lange ertragen kann."

Er nickte.

„Du hast mir aus der Seele gesprochen. Mein Gott, wir passen eben nicht zusammen. Wie kann man das vor Eingehung der Ehe auch wissen."

„Ja, aber woher sollen wir wohl einen Scheidungsgrund nehmen?" . . .

Das war gewöhnlich erst der Beginn der Fortsetzung des Gesprächs, nachdem Doktor Veitmüller von seinem Dämmerschoppen zurückgekehrt war. Sie erschraken beide, daß sie heute verrrüht damit begannen . . . aber nun es einmal geschehen war, gab es keine Umkehr . . .

„Es ist entsetzlich", stöhnte der junge Ehemann.

„Ich habe sechs Pfund während der letzten zwei Monate abgenommen", klegte Frau Marthe. Weiter kamen sie indes auch heute nicht . . .

Nach einer geraumen Weile erhob sich Doktor Veitmüller, murmelte etwas und lief bald darauf mit hastigen Schritten die Treppe hinunter . . . um sich zu entgiften. — —

In dem kleinen Städtchen hatte es sich längst herumgesprochen, daß die Veitmüllersche Ehe eine stürmische war.

Die wenigen, die die junge Frau noch von der Mädchenzeit her kannten, sagten:

„Sie war die einzige Tochter, und man tanzte eben gewaltig nach ihrer Pfeife." . . .

Das Gros der andern aber, das Georg Veitmüller seit zwölf Jahren täglich ungezählte Male die engen Gassen und Gäßchen entlang in die verschiedensten Häuser schlüpfen sah, meinte mit tiefstem Mitgefühl:

„Er war zu lange Junggeselle . . . es konnte ja gar nicht anders kommen." . . .

Zwischen diesen und jenen stand der Amtsrichter Rickert, der ein Jugendfreund des jungen Ehemanns war. Er trat auch heute, als Georg Veitmüller, immer noch sehr erhitzt und heiß, zu seinem Stammtisch kam, geheimnisvoll auf ihn zu und zog ihn in eine entlegene Nische, in der der „Ober" die beiseite geschafften Weinneigen aufzubewahren pflegte . . .

„Veitmüller, ich muß Dir eine Enthüllung machen."

Der andere sah mit vorläufig noch sehr gleichgültigem Gesicht zu dem Riesen empor. Das aber änderte sich bald.

„Du kannst Dich darauf verlassen, es ist, wie ich Dir sage. Du hast mir ja damals selbst erzählt, daß es Dir bekannt gewesen" . . .

„Ich erinnere mich jetzt absolut an nichts mehr."

„Dann strenge Dich gefälligst ein wenig an. Du wußtest ganz genau, daß der, der Euch standesamtlich zusammengab, seine amtliche Bestallung als Standesbeamter noch nicht hatte."

„Ja, freilich, das habe ich nicht vergessen."

„Nun also; er war damals wie Du und ich davon überzeugt, daß sie sicherlich am nächsten Tage eintreffen würde. Na und die Sache war dann eben gut . . . Nun ist sie aber nicht gekommen."

„Was heißt das?"

„Der gefällige Herr hat inzwischen seine damals von dem alten Standesbeamten gekaufte Scholle wieder veräußert und niemals eine Bestallung erhalten, so daß er in der Tat nicht berechtigt war, eine derartige Handlung vorzunehmen."

„Das heißt: eigentlich bin ich — — sind wir nun gar nicht — — rechtmäßig zusammengegeben" . . .

„Das weiß ich noch nicht . . . Aber ich möchte Dich auf unangenehme Folgen aufmerksam machen. Ist eure Eheschließung in das Heiratsregister eingetragen, ist alles gut und schön. Sonst aber" . . .

Doktor Veitmüllers Augen wurden schreckhaft groß.

„Das ist doch aber gar nicht möglich."

„Verlaß Dich darauf . . . erkundige Dich . . . Und, wenn Du willst, laß alles schleunigst nachholen."

„Wenn ich es aber nun nicht tue" . . .

„Und die Unachtsamkeit und der goldene Leichtsinn sind auf die Spitze getrieben? . . . Ja nun, mein Bester, dann war Eure Ehe nichtig." — —

Heute kam Doktor Georg Veitmüller früher als sonst heim. Er trat so leise über die Schwelle, daß Frau Marthe erschrocken zusammenfuhr und in höchster Verlegenheit einen Gegenstand verbarg.

Ein sonderbares Gefühl durchströmte ihn.

Was verheimlichte sie ihm da? War es etwa ein Brief . . . der Brief eines anderen . . . eines Glücklicheren? . . .

Dieser Gedanke machte ihn rasend.

„Sofort zeigst Du mir das Versteckte", forderte er erregt. Sie sah ihn zornig mit gerechter Empörung an.

„Es fällt mir nicht ein. Ich lasse mich nicht in so unerhörter Weise von Dir knechten." . . .

Da wurde er plötzlich blaß und ernüchtert. Etwas, das er einen Augenblick ganz vergessen hatte, fiel ihm ein. Und er sagte es ihr.

Sie hörte ihm mit gesenktem Kopf ruhig zu, bis er zu Ende bekommen war. Das hatte sich lange nicht ereignet. Sie wußte auch noch jetzt keine Erwiderung . . . Ihre Kehle war wie zugeschnürt . . .

„Könntest Du nicht um Aufklärung telegraphieren?" fragte sie endlich. „Du kannst doch jetzt nicht einen vollen Tag oder gar ihrer zwei aus der Praxis heraus" . . .

Ja, das konnte er eigentlich!

Er wollte sich zuvor noch einmal mit dem Amtsrichter besprechen und danach sofort das Nötige veranlassen.

Der nächste Tag verlief sonderbar ruhig. Das Ehepaar Veitmüller zankte sich nicht. Sie hockte stumm am Kaffeetisch, und er drehte unschlüssig das frische, kräftige Schwarzbrot in der Hand herum, anstatt es zum Munde zu führen.

„Marthe!" . . .

„Ja, Georg." . . .

„Höre mal ruhig zu. Wirst Du zu Deinem Vater gehen, wenn" . . .

„Nein, lieber nach Berlin! Meine liebste Pensionsfreundin studiert da Medizin. Die hat ein großes Zimmer und würde mich sicherlich aufnehmen."

„Nach Berlin lasse ich Dich auf keinen Fall." . . .

Er hatte gänzlich vergessen, daß sie dann ja völlig frei in ihren Entschlüssen war.

„Du solltest doch lieber aufs Land gehen", schlug er vor. „Du siehst schmal aus." . . .

Sie sann nach.

„Weißt Du," begann sie plötzlich, „ich habe mich neulich doch geirrt . . . der Leo hatte eine weiße Schwanzspitze." . . .

Dieses Zugeständnis überwältigte ihn.

„Es ist ja ganz gleich", murmelte er dumpf . . .

Danach schwiegen sie wieder.

Draußen sprühte ein feiner Regen aus hängenden, grauen Wolkenfloren herab. Die Stunden wollten nicht vergehen . . . Vor dem Spätnachmittag konnte das antwortende Telegramm kaum da sein.

Es kam aber wider Erwarten doch schon früher.

Frau Marthe zitterte so heftig, daß sie sich abwenden mußte. Auch Georg Veitmüller war nicht ganz wohl und frisch zu Sinn, als er es mit kräftigem Ruck aufriß . . .

Es währte lange, ehe er die Kraft fand, seinen Inhalt bekanntzugeben. Und auch dann geschah es noch sehr leise und zögernd:

„Unsere Ehe ist wirklich nicht ins Heiratsregister eingetragen, Marthe . . . Wir sind also — frei." . . .

Nun konnten sie ungehindert auseinandergehen. — —

Niemand sprach über die nächste Zeit. Die junge Frau saß mit leicht gefalteten Händen da. Doktor Veitmüller nagte an dem Halter seiner goldenen Füllfeder . . .

„Ich werde morgen in aller Frühe den Brief schreiben."

„Welchen Brief?" fragte sie atemlos.

„Nun, an Deinen Vater. Er muß doch davon erfahren." . . .

Sie wunderte sich, warum ihr Herz so schmerze.

„Ach so", meinte sie enttäuscht . . .

„Kann man denn nun so — einfach auseinandergehen," fragte sie „als ob gar nichts geschehen wäre?"

„Man könnte höchstens dem jetzigen wirklichen Standesbeamten irgendeine Erklärung abgeben."

„Ja, das müßte man wohl."

„Willst Du sie schreiben, Marthe?"

„Wenn Du meinst" . . .

„Dann besorge es lieber gleich . . . ich habe noch ein wenig zu arbeiten."

Frau Marthe setzte sich an den zierlichen Schreibtisch, um den Wunsch des Mannes, der ja nun ihr Gatte gar nicht war, zu erfüllen . . . Ehe sie richtig mit jenem Brief begann, versuchte sie die neue Feder . . . Fast in Gedanken hatte sie es hingemalt

„Ich möchte ein neues Aufgebot bestellen." . . .

Als sie bereits die eine Hälfte des neuen Bogens mit diesen Wiederholungen gefüllt hatte, ging die Tür auf. Ihr Mann, der ja gar nicht ihr Mann war, trat über die Schwelle:

„Darf ich sehen, was Du geschrieben hast, Marthe?"

Sie deckte ängstlich die Hand darüber.

„Bitte, nein . . . es sind ja nur Dummheiten . . Schriftproben." . . .

Er hatte es aber bereits gelesen . . . jubelte auf . . . riß den Bogen an die Lippen und sagte mit leisem Frohlocken:

„Denke Dir nur, ich habe hier einen Brief entworfen, der in wohlgesetzter Rede dasselbe begehrt, was Deine neue Feder probte . . . Aber ich mochte es Dir nicht zeigen."

„Nun zeige es mir jetzt." . . .

Und er tat es . . . Sie legte feierlich die beiden Bogen zusammen. Dann warf sie sich mit einem leisen Schluchzen an seine Brust . . . nichts anderes gleich ihm ersehnend, als daß sie endlich in aller Form und Richtigkeit „unfrei" würden . . .

Die Influenza auf der Bühne.

In dieser Zeit der Influenza mag es interessieren, daß in einer Münchener Handschrift des 15. Jahrhunderts ein altes Fastnachtsspiel erhalten ist, welches diese Krankheit auf die Bühne bringt. Freilich kannte man damals den Namen Influenza nicht. Die Krankheit, die im Jahre 1414 weiteste Kreise ergriff, ward in Frankreich „Le horion" genannt, was bekanntlich soviel heißt wie der Schlag auf den Kopf. Die von ihr Befallenen kamen sich mit ihrem plötzlich eingenommenen Kopf offenbar vor, als ob sie einen Schlag erhalten hätten. Aehnlich nannte man dann in Deutschland die Krankheit „Tannewetzel", von Tanne gleich Schläfe und Wetzel gleich Streich oder Schlag. Mundartlich sagte man auch Tannaweschel. Und unter diesem Namen erscheint die Krankheit in dem betreffenden Fastnachtsspiel in der Gestalt eines Siechen vor dem Gerichte, gefolgt von zahlreichen Personen, dem König, Rittern, fahrenden Schülern, Kaufleuten, Bauern, Klosterfrauen und Jungfrauen, welche alle den Tannaweschel anklagen wegen der Unbill, die er ihnen zugefügt hat. Jeder hat besonders zu klagen: dem fahrenden Schüler hat er die Lust an den Fahrten durch Berg und Tal geraubt, dem Ritter nahm er sein schönes junges Weib, die Jungfrau beklagt einen liebenden Vater, der Kaufmann den Verlust seines Geschäftes, da er krank auf der Bank liegen muß, und die Nonne sogar vermag nicht mehr die Metten zu singen, sie hört in der Kirche nichts als Husten und Räuspern.

So geht die Anklage fort, und nachdem alle Kläger gesprochen, ruft der Landmarschall den Tannaweschel zu seiner Rechtfertigung auf. Dieser aber behauptet, daß die Ankläger sich ihre Leiden selbst zugezogen haben: der habe übermäßig getrunken, jener zu viel gegessen, ein anderer zu viel der Minne gepflegt. Trotz dieser Rechtfertigung aber lautet das Urteil über Tannaweschel auf Tod und, nachdem dieser noch reumütig gebeichtet, wird ihm vom Henker, Meister Pausenhart, der Kopf abgeschlagen. Man sieht, das Spiel ist den Totentanzszenen nachgebildet, die zur Zeit des „großen Sterbens" im Mittelalter beliebt waren.

— Der kurzsichtige Jochem. Inspektor: „Warum nehmen Sie die Mütze nicht ab, Jochem?"

Knecht: „O je, wenn ich den Herrn Inspektor doch nicht immer verwechseln täte . . . Da habe ich schon wieder die Vogelscheuche gegrüßt!"

— Entgegenkommend. Gast: „Aber Herr Wirt, hier schwimmt schon wieder ein Haar in der Suppe herum!" — Wirt: „Na, Ihretwegen werde ich mir auch noch eine Köchin mit einer Glatze anschaffen!"